

Begabung – Talent – Charisma

Wie Bildung dem Frieden dient – und was die Bibel dazu sagt
Katholikentag Münster

Podium am Donnerstag, 10. Mai, 16.30-18.00 F 4

Thomas Söding

Frieden ist ein Menschheitstraum – wenn nicht die Friedhofsruhe einer gelähmten Gesellschaft vor Augen steht, sondern die glückliche Beendigung eines mörderischen Krieges, die kluge Verständigung auf gemeinsame Interessen und die freudige Verbindung verschiedener Menschen, Familien und Nationen, die ihren Zwist beilegen und eine gemeinsame Zukunft in Freiheit gestalten wollen. Ein solcher Friede geht mit Gerechtigkeit einher; das ist die alte Weisheit der antiken Philosophie und die immer neue Botschaft der Bibel. Die Bibel ist realistisch: Ewigen Frieden wird es erst im Himmel geben. Auf Erden ist der Friede immer zerbrechlich. Desto wichtiger ist die Arbeit für den Frieden – in der Hoffnung, dass Gott die Wunden heilen kann, die Menschen einander schlagen, am schlimmsten mit Berufung auf ihn. Diesen Menschheitstraum eines Gottesfriedens auf Erden, der Geschmack auf mehr macht, besingt der Psalter, der Gottes Handeln in der Geschichte reflektiert, wie es mit den Augen des Glaubens erkannt werden kann: „Es begegnen einander Huld und Treue; Gerechtigkeit und Friede küssen sich“ (Ps 85,11).

Bildung als Friedensauftrag

In der Bindung des Friedens an die Gerechtigkeit und der Gerechtigkeit an den Frieden liegt die Bedeutung der Bildung für beides begründet: für die Suche nach Frieden und für die Suche nach Gerechtigkeit. Was Frieden ist und was Gerechtigkeit, wird strittig bleiben. Wer das eigene Friedenskonzept zu monopolisieren trachtet, will einen Siegfrieden diktieren, der den Keim zum nächsten Krieg in sich trägt; wer die eigene Gerechtigkeitsidee anderen aufoktroyieren will, landet in einer Diktatur der Tugend oder des Lasters. Wer beides nicht will, muss auf Dialog und Argument, auf Beobachtung und Erfahrung, auf Engagement und Partizipation setzen.

Die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass Menschen gesprächswillig und gesprächsfähig werden, ist das genuine Feld der Bildungsarbeit und der Bildungspolitik. Sie will die Qualität der Gesprächsprozesse steigern, die von möglichst allen Betroffenen geführt werden, um sie selbst zu orientieren und andere bei ihrer Suche zu unterstützen.

Freilich ist mit diesem Plädoyer noch nicht geklärt, welchen Zugang Bildung zum Frieden und zur mit ihm verschwisterten Gerechtigkeit findet. Die Forderung nach Bildungsgerechtigkeit ist in aller Munde; der Schulfriede ist ein hohes Gut. Aber für die Korrelation mit einem gerechten Frieden ist das Verständnis von Bildung entscheidend: Ist sie messbare Kompetenz oder persönlicher Spielraum, erfolgreiches Intelligenzmanagement oder natürliche Anlage, soziale Mitgift oder gesellschaftliche Verheißung – oder sind die Alternativen falsch?

Das Wort „Bildung“ hat einen biblischen Ursprung. Der mittelalterliche Mystiker Meister Eckhart hat es in einer Paulusexegese (2 Kor 4) geprägt, weil er mit dem Apostel beobachtet, wie der Eindruck von außen den Blick nach innen und wie das Auge des Betrachters die Gestalt des Gegenübers beeinflusst. Ohne den Bezug zum Anderen bliebe ein Mensch auf sich selbst zurückgeworfen; ohne die Entwicklung einer eigenen Sicht bliebe er blind. Für Meister Eckhart kommt es darauf an, dass ein Mensch die besten Vorbilder findet, um zu sich selbst zu finden, indem er sich nicht nur auf sich selbst bezieht. Das beste Vorbild sei Jesus Christus: Gott mit menschlichem Antlitz. Im Antlitz Christi, im Blick des menschengewordenen Gottes, könne ein Mensch sich selbst, aber auch jeden anderen Menschen als Kind Gottes, als Bruder und Schwester Jesu Christi erkennen.

Bei Paulus selbst ist diese Bildung mit dem Frieden verbunden, weil sie von der Versöhnung lebt, die Gott den mit ihm und untereinander verfeindeten Menschen schenkt (2 Kor 5), und mit der Gerechtigkeit, weil sie der Rechtfertigung gewahr wird, die Gott nicht an Werken, sondern am Glauben, an der Hoffnung und der Liebe festmacht (2 Kor 3).

Freilich steht dieser biblische Bildungsbegriff im Fokus moderner Kritik, die Bindung an Gott als Widerspruch zur Selbstbestimmung, Zugehörigkeit zur Kirche als Widerspruch zur freien Entfaltung der Persönlichkeit und Glaube an Offenbarung als Widerspruch zur Wissensgesellschaft betrachtet. Diesen Widerspruch gilt es kritisch und konstruktiv aufzunehmen.

Begabung als Befriedung

Wie das Wort „Bildung“ ist auch das Wort „Begabung“ religiösen Ursprungs. Es wird ebenso wie Bildung meist säkularisiert gebraucht, bleibt aber für eine theologische Bestimmung offen. Es fokussiert die spezifischen Kapazitäten eines Menschen, besonders schnell und gut etwas zu lernen und zu gestalten. Aber das Wort würde ungenau verwendet, wenn es nicht auf etwas außerhalb der begabten Person verwiese: auf die Gabe selbst, auf das Geben und auf den Geber. Die Frage, wer welche Gabe gibt, auf dass sie angenommen und angeeignet, entwickelt und entfaltet werden kann, ist für das Verständnis von Begabung zentral. Gerade in diesem *extra me und extra nos*, das mit dem *in mihi* und *in nobis* konvergiert, liegt die Verbindung von Begabung und Bildung.

Im Gerechtigkeitsdiskurs sind die Beziehungen, in denen Menschen stehen, entscheidend, ebenso in der Friedensdebatte. Wenn als Quelle der Begabung nur die Natur – als metaphysisches Prinzip oder als evolutiver Prozess – in Betracht gezogen wird, ist das Geben unbewusst und die Gabe mehr oder weniger selbstverständlich; eine Begabung zu entdecken und zu fördern, zu entwickeln und zu nutzen, begründet dann nur die Verantwortung gegenüber einem allgemeinen Prinzip oder einem selbstreferentiellen System, nicht aber die Freiheit derer, die etwas aus dem machen können und sollen, was ihnen mitgegeben wird. Wenn als Quelle der Begabung nur die Kultur – sei es die Familie oder die Gesellschaft mitsamt ihrem Bildungssystem – vor Augen steht, ist das Geben eine bewusste Unterstützung und die Gabe ein Produkt der Fürsorge, der Solidarität oder der Anerkennung; wer sich auf diese Weise begabt sieht, weiß sich bleibend auf das verpflichtet, was ihm in die Wiege gelegt oder mit auf den Weg gegeben wird, nicht aber in gleicher Weise auch auf das, was er selbst zu gewinnen und zu gestalten bereit und in der Lage ist. Wenn hingegen als Quelle der Begabung Gott in den Blick gerät, werden die Bezüge weder zur Natur noch zur Kultur geleugnet, aber sie werden relativiert und transzendiert. Wer die eigene Begabung als Gottesgeschenk sieht, ist dem dankbar, dem sich – für die Gläubigen – auch die Natur und die Kultur verdanken. Die natürlichen und die sozialen Beziehungen gelten nicht als letzter Horizont der Subjektivität, sondern als kreatürliche und als geschichtlich gewachsene, die in verantworteter Freiheit gestaltet werden müssen und können. Sich von Gott selbst begabt zu sehen, inmitten aller natürlichen und kulturellen Vermittlung, schafft denkbar höchstes Selbstbewusstsein und denkbar größte Demut. Beides zusammen dient dem Frieden. Eine Gottesgabe zu empfangen, hat zur Folge, sie ihm wiederzugeben – und zwar für all diejenigen, die er – wie es der Glaube lehrt – im Blick hatte, als er die Gabe verliehen hat. Gott gegenüber Rechenschaft abzulegen, wie eine Begabung empfangen und gepflegt wird, setzt die Bezüge zu anderen Menschen und allen Geschöpfen ebensowenig außer Kraft wie die zur „Ökumene“, zum gemeinsamen Haus des Lebens; im Gegenteil werden die Verantwortungen so tief begründet, wie es tiefer nicht geht, und als Konsequenz einer Dankbarkeit übernommen, die sich auf den Schöpfer und Erlöser selbst bezieht. Begabung ist Befriedung, wenn sie einen Menschen mit sich selbst ins Reine kommen lässt und ihm Möglichkeiten gibt, sich selbst so auszudrücken, dass auch andere davon profitieren können.

Bildung ist notwendig, um die natürlichen und die sozialen Bezüge von den religiösen zu unterscheiden, damit nicht bestimmte physische oder kulturelle Konstellation als gottgewollte erscheinen. Bildung ist aber auch notwendig, um die religiösen Relationen wechselseitig auf die natürlichen und gesellschaftlichen Kontexte zu beziehen und von ihnen her zu kultivieren, damit nicht eine religiöse Sonderwelt entsteht, die ebenso unmusikalisch wie unwissenschaftlich, ebenso unproduktiv wie uninteressant ist.

Talent als Friedensfähigkeit

Dass „Talent“ zu einem Begriff für Begabung geworden ist, folgt aus einem Gleichnis im Matthäusevangelium (Mt 25,14-30). Es gehört zu den unmoralischen Geschichten, mit denen Jesus gerne provoziert hat, damit die Frommen aufwachen und die Skeptiker nachdenklich werden, um sich neu mit Gott zu befassen. Die Geschichte spielt im Milieu des antiken Investmentbankings. Die zentrale Figur im Hintergrund hat viel Geld; sie ist ein reicher Mann, der seine Knechte rational und rationell – je nach ihren Fähigkeiten – einsetzt, damit sie mit den Pfunden wuchern, die er ihnen anvertraut hat: fünf Talente dem einen, der zehn daraus macht, vier Talente dem anderen, der vier erwirtschaftet, und eines dem dritten – der es vergräbt und noch nicht einmal auf die Bank trägt, dass es Zinsen bringe. Ein Talent – ein Barren aus Gold oder Silber – ist etwa das dreifache Jahresgehalt eines Arbeiters. Mithin stehen erhebliche, wenngleich nicht astronomische Summen in Rede. Im Gleichnis sind sie geschenkte Möglichkeiten, um in einer begrenzten Zeit etwas mit ihnen anzufangen und etwas aus ihnen zu machen. Im Ethos der Parabel selbst – die kein Dogma ist – kommt es für den Geldgeber darauf an, dass die Chancen, die er gewährt, verantwortungsvoll genutzt, aber nicht ängstlich vertan werden.

Worin die Talente bestehen, die nach dem Matthäusevangelium ein Engagement im Sinne Jesu fordern, ergibt sich aus dem Kontext: Es sind die Werke der Barmherzigkeit, die im direkt folgenden Gleichnis vom Weltgericht (Mt 25,31-46) das Urteil des Menschensohnes beim Jüngsten Gericht begründen: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, habt ihr mir getan“ – oder leider Gottes auch nicht. Talente, die zählen, sind also: Hungrige zu speisen und Durstigen zu trinken zu geben, Fremde und Obdachlose zu beherbergen, Nackte zu bekleiden, Kranke zu pflegen und Gefangene nicht allein zu lassen. Die Tradition ist jüdisch; sie ist nicht an ein religiöses Bekenntnis gebunden. Aber wer sich zu Gott bekennt, den Jesus seinen Vater nennt, und glaubt, ihm das eigene Talent zu verdanken, hat einen klaren Maßstab, welche Gaben besonders wichtig sind und wie sie investiert werden sollen: nämlich genau in die sozialen Verhältnisse, die durch Ungerechtigkeit und Unfreiheit gekennzeichnet sind, aber durch die Nähe des Gottesreiches verändert werden sollen. Vom vorangehenden Gleichnis her gelesen, ist die Parabel vom Weltgericht nicht nur ein Appell an das soziale Gewissen, auf das es ankommt, wenn er kommt. Es begründet vielmehr das Sollen im Können – und das Können in einer Gabe, die zur Aufgabe wird. Wer selbst nichts zu beißen hat oder am Verdursten ist, wer selbst nackt, fremd und obdachlos, krank und gefangen ist, kann nur darauf hoffen, dass andere ihre Talente, ihre Potentiale, ihre Gaben nutzen, um zu helfen – so dass überhaupt erst die Chance entsteht, dass diejenigen, die der Hilfe bedürfen, für andere aktiv werden, denen sie gleichfalls Hilfe zur Selbsthilfe leisten sollen.

In diesem Horizont erklärt sich das berühmt-berüchtigte Matthäusprinzip, mit dem das Gleichnis von den Talenten schließt: „Wer hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat“ (Mt 25,29) – weil es nichts ist, mit dem man etwas anfangen kann, während Gott selbst ein Talentförderer ist, der seine Jünger zu Talentscouts machen will.

Die Talente, von denen das Gleichnis Jesu spricht, sind gottgefällige Chancen, Gerechtigkeit und Frieden zu fördern. Bildung ist notwendig, um die Talente zu suchen und zu nutzen – und zwar als Herzensbildung, die Empathie und Solidarität als Aspekte der Selbstverwirklichung begreift. Die Theozentrik der Gleichnisse Jesu durchbricht die Logik des *do ut des*, weil sie die Liebe des Menschensohnes selbst konkretisiert, der sich mit den Notleidenden identifiziert und sein Talent, Frieden zu stiften, durch die Hingabe seines Lebens verifiziert hat.

Charisma als Friedensdienst

Charisma ist ein Neologismus des Apostels Paulus. In der Soziologie Max Webers wird er – typisch für das ausgehende 19. und das beginnende 20. Jh. – regelmäßig als Gegensatz zu Institution und Organisation gesehen, um mit Spontaneität und Irrationalität verbunden zu werden. Der Soziologe ist hier allerdings von einer neoprotestantischen Lesart der paulinischen Briefe abhängig, die in hohem Maße die eigenen Ideale einer wesentlich unsichtbaren Kirche auf das Urchristentum projiziert und vom „Frühkatholizismus“ einer angeblich ungunstigen Rechts- und Hierarchiebildung der Kirche abgesetzt hat.

Doch diese Dichotomie überzeugt nicht. Paulus hat das Wort Charisma geprägt, um das, was Menschen in der Kirche als Ausdruck ihrer Gottes- und Nächstenliebe zu tun, genau in der Dialektik von Gnade (*charis*) und Glaube (*pistis*) anzusprechen, die auch für die theologische Begabungs- und Talentforschung charakteristisch ist. Jedes Charisma geht Paulus zufolge auf eine ganz persönliche Gabe des Heiligen Geistes zurück. Es gibt so viele Charismen, wie es Menschen gibt, die sich vom Glauben bewegen lassen, ihr Leben zu gestalten. Es gibt für den Apostel in der Kirche niemanden, der ohne Charisma – ohne Talent, ohne Begabung – wäre. Das Kriterium, ein Charisma als solches zu erkennen, ist sein Gebrauch: Entscheidend ist, es nicht nur für sich selbst zu verwenden, um die eigene Ausdrucksfähigkeit und Erlebnisintensität zu erhöhen, sondern um auch anderen die Chance zu geben, aus dem Glauben heraus in ihrem Leben zu wachsen (1 Kor 12).

Als Charismen zählt Paulus einige spezifisch religiöse Phänomene auf, wie Prophetie und Glossolalie, aber auch Schnittstellen zur Weltorientierung wie Weisheit und Erkenntnis; durchweg herrschen soziale Aktivitäten vor: von Krankenheilungen bis zu Hilfestellungen und Leitungsdiensten.

Charismen sind nicht nur Chancen, sondern auch Verpflichtungen; sie begründen eine Verantwortung, die wahrgenommen, aber auch von anderen akzeptiert und gefördert werden soll. Teils entstehen die Charismen erst durch die Begegnung mit dem Evangelium, teils resultieren sie aus Erfahrungswissen, Charaktereigenschaften und beruflichen Fertigkeiten, die in die Gemeinde mitgebracht und auf diesem Wege getauft werden. Charismen sind nicht ein Schicksal, das erlitten wird, sondern eine Mission, die herausfordert und verpflichtet, begeistert und beglückt. Charismen lassen sich trainieren, koordinieren und optimieren. Der Apostel coacht: Er entdeckt und verteidigt, motiviert und korreliert. Charismen sind Kompetenzen beim Aufbau der Kirche in der Welt – von einer Bedeutung, die weit über die Kirche hinausgeht, weil sie Frömmigkeit mit Menschlichkeit verbinden.

Das höchste Charisma ist für Paulus die Liebe: Gottes Liebe, die in die Herzen der Menschen ausgegossen ist und sie inspiriert, nicht sich selbst, sondern für Gott und den Nächsten zu leben (1 Kor 13). Durch die Liebe kommt das Ethos der Charismen zur Geltung, das die Verantwortung der Begabung und den Einsatz der Talente begründet. Es ist das Ethos des Friedens „Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern ein Gott des Friedens“ (1 Kor 14,33). Charismen dienen der Gerechtigkeit, weil sie der Vernunft des Glaubens zum Durchbruch verhelfen, der Ordnung des Rechts, das den Schwachen hilft, und der Konzentration auf Gott, der das Unrecht verwindet.

Das paulinische Charisma-Konzept, das innerkirchliche gegen eine Tendenz zur Klerikalisierung wiedergewonnen werden muss, passt genau zum Bildungsbegriff, weil jedes Charisma ein persönliches Geschenk Gottes ist: nicht der Familie, nicht der Kirche, nicht der Polis – aber sich in der Familie, in der Kirche, in der Stadt Gottes auswirkt. Bildung führt dazu, Charismen in den Dienst anderer zu stellen; Charismen führen dazu, Bildung ethisch und spirituell zu weiten.

Wie Bildung dem Frieden dient? Indem sie Begabungen fördert, Talente sucht und Charismen zur Geltung kommt lässt.

Was die Bibel dazu sagt? Dass Begabungen nur dann taugen, Talente nur dann Zinsen tragen und Charismen nur dann begeistern, wenn sie dem Frieden dienen, dessen Schwester die Gerechtigkeit ist.

Literatur

Frieden. Von der Antike bis heute – 5 Bände im Schubert, Dresden 2018

Andreas Kunz-Lübcke - *Moisés Mayordomo*, Frieden und Krieg (Biblische Lebenswelten), Gütersloh 2017

Thomas Söding., *Das Christentum als Bildungsreligion. Der Impuls des Neuen Testaments*, Freiburg i. Br. 2016.